

Rezensionen

Jette Hausotter

Gabriele Winker, 2015: Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript Verlag. 208 Seiten. 11,99 Euro

Die feministische Soziologin Gabriele Winker blickt intersektional auf soziale Ungleichheit und misst der Sorgearbeit für eine kritische und eingreifende Sozialforschung einen zentralen Stellenwert bei. Erkenntnisse aus ihrer Forschung als Professorin an der TU Hamburg-Harburg sowie aus ihren politischen Aktivitäten als Mitbegründerin des Feministischen Instituts Hamburg und Mitinitiatorin der bundesdeutschen Care-Bewegung finden sich in dem vorliegenden Buch vereint. Im Vorwort wird der Band als Ergebnis eines kollektiven politischen und intellektuellen Prozesses präsentiert. Auch diese Rezension ist aus der Perspektive einer politischen Mitstreiterin und Kollegin verfasst.

Der in Kapitel 1 benannte Ausgangspunkt des Buches ist die Beobachtung, dass eine alltägliche Zeitnot zunehmend die Qualität sozialer Beziehungen gefährde und für immer mehr Menschen die Sorge für andere und für sich selbst zu kurz komme (S. 9). Dagegen setzt Winker die Forderung, ein gesellschaftliches System, welches das Recht auf ein gutes und erfülltes Leben nicht für alle Menschen einlöse, grundsätzlich infrage zu stellen (S. 12). Das Buch steht damit in einer Reihe von Veröffentlichungen, die seit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/09 neoliberale Krisenphänomene der sozialen Reproduktion als Strukturprobleme diskutieren.

Im ersten Teil des in sieben Kapitel gegliederten Bandes analysiert die Autorin facettenreich die systemischen Bedingungen der individuell erfahrenen Überlastungen vieler Sorgearbeitender, während sie im zweiten Teil politische Schritte in eine solidarische Gesellschaft konkretisiert. Damit nimmt sie im thematischen Feld eine ökonomisch argumentierende systemkritische Perspektive ein, an die eine tiefgreifende politische Transformationsperspektive anknüpft.

Bevor Winker sich der politisch-ökonomischen Analyse widmet, definiert sie in Kapitel 2 die Begriffe Care- und Reproduktionsarbeit. Diese sieht sie als zwei verschiedene Perspektiven auf sorgende Arbeit und plädiert „für die Verwendung beider Begriffe in ihrer jeweiligen Besonderheit“ (S. 15), da die Festlegung auf einen Begriff „den gerade erst beginnenden Prozess der vertieften Auseinandersetzung mit einem sehr großen Lebensbereich“ (S. 16) verhindere. Reproduktionsarbeit definiert sie unter Bezugnahme auf feministisch-marxistische Theorien als gebrauchswertorientierte Erhaltung der Arbeitskraft (S. 18) und Care-Arbeit im Anschluss an die Care-Debatte als bezahlte oder unbezahlte Erhaltung und Entwicklung des Lebens in oft asymmetrischen Beziehungen (S. 22ff.). Der Reproduktionsbegriff fokussiere auf die Form und Funktion der unentlohnten Haus- und Sorgearbeit im Kapitalismus, während der Care-Begriff die Arbeitsinhalte und konkreten Sorgetätigkeiten in den Blick nehme (S. 17). Selbstsorge sieht sie als Teil von Reproduktions- und Care-Arbeit (S. 19 u. 26). Muße im Sinne von zweckfreier Tätigkeit grenzt sie hingegen grundlegend von Arbeit ab (S. 19). Anschließend zeigt Winker, dass die neoliberale familien- und pflegepolitische Regulierung von Sorgearbeit an der Kostenreduktion für die Kapitalverwertung ausgerichtet ist. Trotz

des verallgemeinerten und ausgeweiteten Erwerbsdrucks setze staatliches Handeln auf die Familiarisierung bzw. Individualisierung der Reproduktionsarbeit und erzeuge eine strukturelle mangelnde Unterstützung von Care-Arbeitenden. Sorgearbeit werde dabei aufgrund der patriarchalen Verfasstheit der Gesellschaft weiterhin als Frauenarbeit konstruiert; somit seien von der neoliberalen Mehrfachbelastung vornehmlich Frauen betroffen (S. 53f.).

Gender bzw. Heteronormativismus ist eine zentrale Ungleichheitskategorie in der sozialen Verteilung von Sorgearbeit. Gleichzeitig bringt die strukturelle mangelnde Absicherung von Care für verschieden positionierte Menschen sehr ungleiche Belastungskonstellationen entlang intersektional verknüpfter Herrschaftsverhältnisse hervor. Winker verdeutlicht dies in Kapitel 3 anhand von vier idealtypischen Reproduktionsmodellen, deren empirische Verteilung unter Familien mit minderjährigen Kindern sie auf Basis von Mikrozensusdaten angibt: Das ökonomisierte Modell (13,8 Prozent) werde von den sozialpolitischen Reformen der letzten Jahre unterstützt und profitiere von dem klassenspezifischen Privileg, die Reproduktionsarbeit bezahlt auslagern zu können, während das paarzentrierte Modell (38 Prozent) von den verbleibenden fordistischen Institutionen gestützt werde und besonders stark auf geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung basiere. Das prekäre (28,8 Prozent) und das subsistenzorientierte Modell (19,4 Prozent) umfassen armutsgefährdete und arme Familien. Mit Blick auf diese Modelle sowie auf die Arbeitsbedingungen in Care-Berufen argumentiert Winker, dass Menschen in ganz unterschiedlichen Lebensbedingungen potenziell für die von ihr angestrebte politische Transformation ansprechbar seien, da sie keine Rahmenbedingungen für ein gutes Leben vorfinden.

In Kapitel 4 verbindet die Autorin ihre Überlegungen zur intersektionalen Kapitalismusanalyse und zur Krise sozialer Reproduktion. Sie argumentiert anhand des Gesundheitsbereichs, des Bildungssystems, des Fachkräftemangels und der krankheitsbedingten Erwerbsausfälle, dass sich der Widerspruch zwischen Profitmaximierung und Reproduktion der Arbeitskraft durch neoliberale Regulierungen zuspitze. Dabei vertieft sie erstens ihre These, dass dies ein Ergebnis der Kostensenkungsstrategie des Staatshaushaltes und somit ein Effekt der neoliberalen Bearbeitung der Überakkumulationskrise sei (S. 97ff.). Außerdem untermauert sie zweitens ihre Überlegung, dass erst eine solche Krisenbetrachtung analytisch und politisch den „Menschen mit ihren Existenzsorgen und ihrem Zeitstress“ (S. 117) einen angemessenen Raum in den seit 2008 geführten Krisendebatten gebe.

In Kapitel 5 werden ausgewählte politische Initiativen aus dem 2014 gegründeten Netzwerk *Care Revolution* vorgestellt, dessen Mitinitiatorin Winker ist. Sie greift den spezifischen Ansatz der beginnenden politischen Vernetzung zu Care-Themen auf, indem sie die „Chancen solidarischen Handelns“ (S. 131) herausstellt, die sie vor allem in dem Wunsch der vorgestellten Initiativen nach einer Kooperation über verschiedene Positionen im Care-Verhältnis hinweg sieht: zwischen Versorgten, Care-Beschäftigten und unbezahlten Sorgearbeiter_innen. Im abschließenden Kapitel 6 konkretisiert sie weitere Schritte einer Care Revolution, deren Ziel „eine an menschlichen Bedürfnissen, insbesondere an der Sorge füreinander, orientierte, radikal demokratisch gestaltete Gesellschaft“ (S. 143) ist. Solch einen langfristigen Transformationsprozess voranzubringen bedeute, „unmittelbar erforderliche und die Kräfteverhältnisse verschiebende

Schritte mit dem immer präsenten Ziel einer gesellschaftlichen Alternative zu verbinden“ (S. 148). Grundlegend für gute Care-Beziehungen sei zunächst die Erlangung von Zeitsouveränität und Existenzsicherung durch Erwerbsarbeitszeitreduzierung und ein Bedingungsloses Grundeinkommen (S. 154ff.), begleitet von einem Ausbau öffentlicher sozialer Infrastruktur (S. 160ff.). Neu sind die folgenden Überlegungen, welche die Care Revolution in Richtung einer umfassenden gesellschaftlichen Transformation weiterdenken. In der Annahme, dass es sinnvoll sei, Vergesellschaftung und Demokratisierung beim Care-Bereich zu beginnen, da er als unmittelbar existenziell erfahren werde und die Profitorientierung hier besonders offensichtlich die Rahmenbedingungen von guter und bedürfnisorientierter Care-Arbeit verhindere, skizziert sie die Doppelstrategie einer dezentralen Gestaltung neuer sowie einer Demokratisierung bestehender Care-Infrastrukturen (S. 165ff.). Die dafür notwendige Verschiebung von Kräfteverhältnissen sieht Winker als Voraussetzung, um dann eine „Vergesellschaftung aller Produktionsmittel“ (S. 170) durchzusetzen. Nur so könne die Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit aufgehoben und die soziale Arbeitsteilung von Herrschaft gelöst werden. Erst dann wären Verhältnisse erreicht, in denen Menschen eine radikal demokratische Kultur überhaupt entfalten können, um die Rahmenbedingungen individueller Bedürfnisbefriedigung kollektiv und solidarisch zu gestalten (S. 144f. u. 176ff.).

Insgesamt werden in dem Buch verschiedene Ansätze der Autorin miteinander verbunden und empirisch oder theoretisch vertieft. Es ist verständlich formuliert, nachvollziehbar strukturiert und für ein wissenschaftliches Publikum sowie care- und krisenpolitische Aktivist_innen geeignet. Hervorzuheben sind die konkreten politisch-strategischen Überlegungen im zweiten Teil, in denen Fragen etwa zum Bedürfnisbegriff oder zu radikaldemokratischen Utopien im Care-Bereich aufgeworfen und Antworten vorgeschlagen werden, deren Diskussion den Organisationsprozess der noch jungen Care-Bewegung voranbringen können.

Zur Person

Jette Hausotter, M. A. Forschungsgruppe Arbeit-Gender-Technik an der TU Hamburg-Harburg. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits- und Geschlechtersoziologie, Intersektionalität.
Kontakt: Technische Universität Hamburg-Harburg, Arbeit-Gender-Technik, Schwarzenbergstraße 95, 21073 Hamburg
E-Mail: hausotter@tuhh.de

Andrea Stänicke

Josch Hoenes, 2014: *Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken.* Bielefeld: transcript Verlag. 274 Seiten. 32,99 Euro

In seinem ihrem Buch hinterfragt Josch Hoenes kritisch die durch Wissenschaft, aber auch durch visuelle Repräsentationen in Kunst und Kultur aufrechterhaltene heteronormative Zweigeschlechtlichkeit. Mit der Analyse von queeren bzw. trans* Fotografien der Künstler_innen Del LaGrace Volcano und Loren Cameron sowie des Films „Boys Don’t Cry“ sollen Möglichkeiten des „Sich-Erzählens“ im Sinne einer Selbstnarration (S. 109) von Transmännlichkeiten herausgestellt werden. In seiner ihrer Analyse knüpft Hoenes an die Theorien von Judith Butler und Michel Foucault an.

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel. Die ersten vier Kapitel bilden die theoretische Basis für die in Kapitel fünf vorgenommene Analyse. In Kapitel sechs werden die Ergebnisse zusammengefasst und ein Ausblick gegeben.

Das erste Kapitel führt detailliert in den Themenbereich ein. Eingehend wird die Fragestellung des Buches erörtert, inwiefern visuelle Repräsentationen von Transmännlichkeiten Proteste gegen die hegemoniale Vorstellung von Geschlecht und Sexualität formulieren und diese damit zugleich reartikulieren. Ziel der Studie ist die Inversion des Blicks auf Transsexualität und Transmännlichkeit. Kritisiert wird die prinzipielle Unsichtbarkeit von Transsexuellen, die innerhalb des akademischen Betriebs – dem Werk seinen Titel verleihend – zu Fröschen kategorisiert würden, die es zu sezieren gelte (S. 17ff.). Durch die Statuierung zum wissenschaftlichen Objekt werde ihnen ihr Menschsein aberkannt. Mit der Analyse einer Erzählung von Jamison Green, einem bekennenden Transsexuellen, verdeutlicht Hoenes die Grenzen der Wissenschaftlichkeit, die im Falle Greens, aber auch bezogen auf das vorliegende Buch zwischen der persönlichen, individuellen Ebene und der Produktion objektiven Wissens oszilliert. Indem diese Grenzen berührt werden, wird das komplexe Wechselverhältnis von Wissen, Macht und der Kategorie des Menschen bzw. des Menschlichen (Butler 2009)¹ zur Disposition gestellt.

Im zweiten Kapitel werden die verschiedenen Diskursivierungen der Transsexualität im Spannungsfeld von Recht, Medizin und (Sub-)Kultur expliziert. Diverse Selbstbezeichnungen wie transsexuell, transgender oder trans* indizieren verschiedene Positionen. Dabei wird die prinzipielle Verschränkung von Recht und Medizin bei der Regulierung von Transsexuellen, wie z. B. die gängige OP-Praxis, Fortpflanzungsunfähigkeit und die extreme Standardisierung der (bürokratischen) Behandlung, kritisiert. Die juristische Seite orientiere sich an moralisch- christlichen Vorstellungen und optischen Normen und verlege die Handlungsmacht in Form von oppressiven Begutachtungen, mit denen die „Echtheit“ der Transsexualität bewiesen werden solle, in die Medizin (S. 56). Mit Michel Foucault zeigt Hoenes, dass die medizinische Praxis als Disziplinierung

1 Butler, Judith. (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen.* Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann & Martin Stempfhuber. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

begriffen werden kann, die mittels ihrer Methoden transsexuelle Subjekte als normgerecht vergeschlechtlichte Subjekte produziert (S. 55). Der (sub)kulturelle Diskurs selbst verortet Transsexualität jenseits pathologischer Kategorien (S. 59).

Der Zwang, ein Geschlecht zu sein, herrscht überall. Hoenes fordert, die kulturellen Regulierungen kritisch zu prüfen, die für ein Gefühl des Andersseins überhaupt erst verantwortlich sind (S. 62ff.). Die künstlerische Artikulation sei für diese Prüfung von großer Bedeutung. Sie rücke Transgender in den Blick, die sonst aufgrund der extremen juristischen und medizinischen Standardisierung von Transmenschen als „nicht echt“ gelten. Hoenes diskutiert das Konzept und den Begriff ‚Transsexualität‘, stellt die vorherrschende Differenzierung zwischen Transgender und Transsexualität heraus (S. 65ff.) und definiert in Kapitel drei seinen forschungsleitenden Terminus ‚Transmännlichkeit‘. Dieser Begriff leistet erstens eine Verschränkung des von medizinischen und juristischen Definitionen geprägten Begriffs ‚Transsexualität‘ mit kulturellen Männlichkeitsdiskursen. Zweitens erbringt der Begriff ‚Transmännlichkeit‘ eine ähnliche Leistung für den Terminus ‚Transgender‘, der die soziale wie kulturelle Überschreitung von Geschlechtergrenzen zwar betont, dabei aber Gefahr laufe, die Art und Weise, wie hegemoniale Geschlechterkonstruktion kritisiert wird, aus dem Blick zu verlieren (S. 81). Und drittens wird durch die Begriffsverwendung versucht, eine Äquivalenz zwischen Männlichkeit und Transmännlichkeit zu etablieren (S. 81). Hoenes formuliert unter diesem Aspekt seine_ihre grundlegende These, dass in den letzten Jahren verstärkt Repräsentationen entstanden sind, die Anspruch auf Männlichkeit erheben, dabei gleichzeitig trans*-spezifische Aspekte ihrer Geschlechterentwürfe nicht unsichtbar machen und damit das Feld der Möglichkeiten, sich selbst zu erkennen, entscheidend erweitern (S. 101). Die inflationär gebrauchte Aussage, „im falschen Körper“ zu sein, greife zu kurz. Transmännlichkeit müsse als eine Art Bodymodifikation als Kulturation anerkannt werden sowie als Möglichkeit, eine eigene Sprache zu finden, um sich der Unsichtbarkeit zu entziehen. Die Schnittstelle zwischen Kunst und (Sub-)Kultur liege genau hier; die Bilder erhielten ihre spezifische Bedeutung im jeweiligen Kontext (S. 113ff.).

Im Anschluss an den theoretischen Teil werden in Kapitel vier mögliche Lesarten diskutiert, um die Analyse der ausgewählten Untersuchungsgegenstände anzubahnen. Es werden identifikatorische, autobiografische sowie repräsentationskritische Lesarten voneinander unterschieden (S. 124ff.). Hieraus entwickelt Hoenes die Methode einer teilnehmenden Lektüre und orientiert sich dabei an Clifford Geertz' Praxis der dichten Beschreibung (S. 146). Indem Hoenes pointiert, dass sich die Aufmerksamkeit seiner_ ihrer Lesart darauf konzentriert, wie in und mit den Repräsentationen visuelle Politik gemacht wird, die in kulturell und historisch spezifischen Lebensweisen und Problematiken begründet ist, grenzt er_sie seine_ihre Methode aber auch von Geertz ab (S. 154f.).

In Kapitel fünf wird die Analyse der Untersuchungsgegenstände beschrieben. Die verhandelten visuellen Repräsentationen der Fotokünstler_innen Del LaGrace Volcano und Loren Cameron sowie der Film „Boys Don't Cry“ werden daraufhin befragt, inwiefern sie kulturelle Normen von Geschlecht und Sexualität verschieben sowie reformulieren und so neue Wege bzw. Narrative für die Sichtbarkeit von Transmännlichkeit eröffnen. Die untersuchten künstlerischen Arbeiten greifen auf vielfältige ästhetische Strategien zurück, was laut Hoenes auf die Unmöglichkeit einer Gleichsetzung visueller Politiken mit Identitätspolitik verweist. Die Verwendung verschiedener

künstlerischer Herangehensweisen rückt jeweils andere Kontexte und Funktionsweisen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit in den Fokus und unterstützt so simultan verschiedene Formen transgeschlechtlicher Identitätsbildungsprozesse (S. 244). Besonders Fotografien menschlicher Körper sind Formen der Identitätsbildung. Sie vermögen es, die heteronormative Ordnung aufrechtzuerhalten, diese aber auch zu verunsichern, herauszufordern oder zu unterlaufen. An den Punkten, an denen die transmännlichen Repräsentationen Grenzen überschreiten, tritt ihr herrschaftskritisches Moment besonders hervor. Gleichzeitig eröffnen sie einen Raum, in dem das kulturelle Konstrukt von Geschlecht und dessen Wirkmächtigkeit zur Disposition gestellt werden.

Das Buch schließt mit einem kurzen Ausblick auf die Infragestellung alltäglicher Selbstverständlichkeiten und Normalitäten, auf deren Erschütterung und Verunsicherung sich eingelassen werden müsse, um die Vielfalt an Lebensweisen als egalitäres Nebeneinander zu etablieren (S. 246).

Der Band ist bestückt mit eindrucksvollen Fotografien, die das Potenzial besitzen, festgefahrene Denkmuster zu erschüttern. Aufgrund der visuellen Intensität der Bilder gilt es nicht einfach, – möglicherweise – angewidert weiterzublättern, sondern sich auf diese Verunsicherung einzulassen und diesen Moment zum Weiterdenken, Hinterfragen und zur Neuordnung zu nutzen. Die Feststellung, dass der Kunst das Potenzial inhärent ist, neue Freiheitsräume fernab gängiger Körperökonomien zu eröffnen, ist allerdings kein Novum. Das Buch wirft einen kritischen Blick auf die Vorgehensweise der Academia und kann hier für ein Umdenken werben. Die analysierte „Nischenkunst“ allein reicht aber nicht aus, um ein allgemeines egalitäres Bewusstsein für verschiedene sexuelle Identitäten zu schaffen.

Zur Person

Andrea Stänicke, M. A., Universität Siegen. Arbeitsschwerpunkte: Gender- und Queertheorien, Krankheits- und Sexualitätsdiskurs, Angst- und Störungsforschung.
Kontakt: Universität Siegen, Adolf-Reichwein-Straße 2, 57076 Siegen
E-Mail: andrea.staenicke@gmx.de

Ulrike Vogel

Renate Tobies/Annette B. Vogt (Hrsg.), 2014: *Women in Industrial Research*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. 258 Seiten. 52,00 Euro

Der Sammelband von Renate Tobies und Annette B. Vogt widmet sich Frauen, die (hauptsächlich) in der Zeit vom Ersten bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg als Wissenschaftlerinnen in der außeruniversitären Forschung tätig waren. Damit wird ein relativ neues Forschungsfeld erstmals einer internationalen Öffentlichkeit – auf Englisch – vorgestellt. Ziel des Bandes ist es, im Vergleich verschiedener Länder, Institutionen und Disziplinen die Bedingungen für den Erfolg von Frauen in der Industrieforschung

aufzudecken (S. XIII) – und die Lebenswege und Karrieren dieser Frauen aus ihrer bisherigen Unsichtbarkeit zu „retten“ (S. XIV). Die Beiträge beziehen sich auf Deutschland, England, Griechenland, Russland und die USA. Dies ist einerseits auf den Umstand zurückzuführen, dass in diesen Ländern vielfältige Unterlagen zu großen Unternehmen in der Elektro- und Kommunikationsindustrie, der chemischen, kosmetischen und Nuklearindustrie sowie der optischen Industrie existieren. Andererseits lässt sich hier an Dokumenten zu Einzelschicksalen das Umfeld von Karrieren für Frauen erschließen (S. 20f.).

Der Band gliedert sich – nach einem kurzen Vorwort und einer grundlegenden Einführung der Herausgeberinnen – in vier Teile, die Darstellungen verschiedener Studien zu unterschiedlichen Forschungsumfeldern von Autorinnen und Autoren sowie den Herausgeberinnen selbst umfassen. Literaturverzeichnisse finden sich jeweils bei den einzelnen Beiträgen, Verzeichnisse der Tabellen und Bilder am Anfang sowie ein Namensverzeichnis und Angaben zu den Autorinnen und Autoren am Schluss.

In ihrer Einführung (S. 1–21) formulieren die Herausgeberinnen zehn Thesen zu günstigen Bedingungen für Karrieren von Forscherinnen in der Industrie, die sie aus dem nachfolgend dargestellten Material gewonnen haben: Diese zeigen, dass der Zugang zu Schul- und Universitätsbildung einerseits sowie das Studium der Mathematik, Physik und Chemie für das höhere Lehramt andererseits Voraussetzungen für die Arbeit von Frauen in der Industrieforschung waren, in der diese meist enge Beziehungen zur akademischen Forschung pflegten. Bedingungen ihrer Arbeit in Industrielaboren waren zunächst die Anstellung, abhängig von Rahmenbedingungen wie dem Ersten Weltkrieg, dann Patronagebeziehungen in der Industrie. Selten kam die Ermutigung zu Erfindungen und Bewerbungen um Patente hinzu. Trotz der innovativen Beiträge von Frauen fand keine weibliche Prägung eines Bereichs der Industrieforschung statt. Eine weitere Bedingung der Arbeit konnte die Anerkennung durch Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinigungen sein. Im Gegensatz beispielsweise zum Staatsdienst konnten Forscherinnen als verheiratete Frauen in der Industrie (weiter)arbeiten und sich hier auch eher gesellschaftlich engagieren. Den Herausgeberinnen ist es wichtig herauszustellen, dass es dank vieler Einzelstudien bereits gelungen ist, zahlreiche Frauen in der Industrieforschung zu entdecken, die bisher als Männern vorbehalten galt. Frauen waren nicht nur seltene Exotinnen, sondern in die Forschungsteams eingebunden, sodass Männer auch mit ihnen gemeinsam publizierten. Die Herausgeberinnen hoffen, dass solche Ergebnisse junge Frauen ermutigen, diesen Forscherinnen nachzueifern (S. 18ff.).

Die anschließenden Darstellungen der Einzelstudien enthalten jeweils kurze Einführungen in die Forschungsumfelder für Frauen und umfassen drei bis vier Beiträge, die die Vielfalt der Erkenntnisse verdeutlichen:

Teil eins behandelt Verbindungen zwischen akademischer und nicht-akademischer Forschung: Annette B. Vogt beschreibt den Wechsel verschiedener Forscherinnen zwischen den staatlichen Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Industrie (S. 34ff.). Brenda Winnewisser zeigt die Kooperation zwischen Hochschule und Industrie am Beispiel von Hedwig Kohn, deren Forschung über elektrische Beleuchtung an der Universität wichtig für die Industrie war (S. 50) und ihr 1933 den Wechsel in die Industrie (S. 56f.) sowie später eine Tätigkeit für Hochschule und Industrie in den

USA (S. 57f.) ermöglichte. Poly Giannakopoulou schildert die Karriere von Angeliki Panagiotatou als erster promovierter Ärztin, international tätiger Forscherin und Universitätsprofessorin in Griechenland (S. 66f.).

Teil zwei widmet sich vor allem dem Forschungsumfeld der Elektroindustrie: Herbert Mehrstens skizziert die Karrieren von Lillian Gilbreth, die in den USA als Psychologin Haushaltsökonomie, Industriepsychologie und industrielle Planung an der Universität lehrte (S. 81f.), und von Irene Witte, die als Gilbreths Übersetzerin deren Konzeptionen nach Deutschland brachte sowie selbst über Psychotechnik und Rationalisierung arbeitete und publizierte (S. 82ff.). Renate Tobies berichtet von Forscherinnen in Unternehmen der deutschen Elektroindustrie, insbesondere bei AEG, Telefunken und OSRAM. Diese Frauen bedurften trotz hoher Qualifikation in Mathematik, Physik oder Chemie der Förderung durch Patronage (S. 88ff.), wie anhand von sieben Forscherinnen aufgezeigt wird (S. 94ff.). Renate Tobies beschreibt auch die Karriere von Cäcilie Fröhlich als Mathematikerin in der deutschen Elektroindustrie, die nach der Emigration in die USA ihre Karriere in der Industrie fortsetzte, als Hochschullehrerin Angewandte Mathematik in den USA einführte und sich für junge Wissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen einsetzte (S. 103).

In Teil drei wird der Blick auf die chemische Industrie und die kosmetische sowie die Nuklearindustrie gerichtet, wobei die letzteren beiden aus der chemischen Industrie hervorgegangen sind (S. 116): Jeffrey A. Johnson schildert die Bedingungen für Forscherinnen in der chemischen Industrie in Deutschland, den USA, England und auch Frankreich (S. 127). Maria Rentetzki beschreibt am Beispiel der Chemikerin Florence Wall die kosmetische Industrie als Nische für Forscherinnen. Wall machte die Kosmetik – basierend u. a. auf Chemie, Biologie, Anatomie, Dermatologie, plastischer Chirurgie und Psychologie (S. 155) – nach dem Ersten Weltkrieg zu einer Wissenschaft und lehrte an der New Yorker Universität „Kosmetische Hygiene“ (S. 155). Peter Bussemer berichtet anhand des Wirkens der Russin Dora J. Leipunkskaya von den Beiträgen von Frauen zur Nuklearindustrie. Er zeigt parallele Forschungsentwicklungen im und nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA und der Sowjetunion auf, an denen Frauen teilhatten (S. 159ff.).

Teil vier behandelt optische Unternehmen und Institutionen für Angewandte Optik: Am Beispiel der Carl-Zeiss-Werke Jena, die Ausbildung und wissenschaftliche Karrieren von Frauen unterstützten (S. 179f.) und eng mit der Universität Jena zusammenarbeiteten (S. 186f.), gibt Renate Tobies Einblick in die Lebenswege von Forscherinnen in der optischen Industrie im frühen 20. Jahrhundert. Hierzu werden die Karrieren zwischen Hochschule und Industrie von elf Frauen skizziert (S. 189ff.). Peter Bussemer beschreibt in der Entwicklung der optischen Industrie in Russland Verbindungen zu Deutschland anhand der Karriere der Forscherin Maria F. Romanova, die wesentliche Beiträge zur metrologischen Grundlagenforschung lieferte (S. 210f.). Katharina Schreiner, die in den 1970er Jahren als Beraterin für Frauen- und Gleichstellungsangelegenheiten in den Carl-Zeiss-Werken tätig war, schildert soziale Maßnahmen des Unternehmens zur besseren Integration von Frauen in die Arbeitsprozesse (S. 214ff.). Gertrud Schille beschreibt ihre eigene Karriere als Konstrukteurin und Erbauerin von Planetarien für die Firma Carl Zeiss in Deutschland und weltweit in den 1970er und 1980er Jahren (S. 232ff.).

Nach diesen Darstellungen drängen sich trotz der zehn Thesen in der Einleitung der Herausgeberinnen weiterführende Fragen auf. So wäre z. B. das Zusammenwirken zwischen den Qualifikationen der Frauen, den Bedürfnissen der Industrie und Patronage weiter zu untersuchen. Auch wären Patronagebeziehungen und männliche Seilschaften zu vergleichen. Zu diskutieren wäre darüber hinaus, was diese Biografien von Forscherinnen für heutige Karrieren von Wissenschaftlerinnen zeigen können.

In jedem Fall sticht dieser sorgfältig edierte Band dadurch hervor, dass er nicht nur ein bisher weithin unbekanntes Berufsumfeld für hochqualifizierte Frauen in sehr lesbarer Form präsentiert. Er regt zudem mit seiner Fülle an neuen empirischen Ergebnissen über Frauen in der Industrieforschung mitsamt den Angaben zu deren Biografien zu weiterer Lektüre und Forschung an.

Zur Person

Ulrike Vogel, Prof. (i. R.) Dr., TU Braunschweig. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Wissenschaftskarrieren von Frauen und Männern, Habitus im sozialen Feld von Beruf und Familie.

Kontakt: Kötherberg 8, 38104 Braunschweig

E-Mail: u.vogel@tu-braunschweig.de

Nicola Hille

Alina Bothe/Dominik Schuh (Hrsg.), 2014: *Geschlecht in der Geschichte. Integriert oder separiert? Gender als historische Forschungskategorie*. Bielefeld: transcript Verlag. 268 Seiten. 29,99 Euro

Die Publikation beruht auf einem Workshop mit dem Titel „Gender in History – integrated or separated“, der im Frühjahr 2013 an der Universität Mainz stattfand und bei dem NachwuchswissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen die Frage nach Integrierung oder Separierung von Gender anhand von Fallstudien diskutierten. Diese insgesamt elf Fallstudien, die der Band vereint, umfassen thematisch ein sehr breites Spektrum, vom „Gender Blending“ im Gegenwartstheater bis hin zu Entwicklungslinien der Genderforschung in den deutschsprachigen Altertumswissenschaften. Neben ihren eigenen Aufsätzen haben die AutorInnen zu je einem anderen Beitrag eine kurze Reflexion verfasst. Diese Vorgehensweise verdeutlicht, dass die thematische Diskussion methodisch im Vordergrund steht. In ihrer Einleitung weisen die HerausgeberInnen Alina Bothe und Dominik Schuh darauf hin, dass das Format der Reflexion in der deutschen Wissenschaftskultur wenig Verwendung findet. Sie begründen ihre Entscheidung für dieses Format damit, dass Vor- und Nachteile des verfolgten Ansatzes aus einer zweiten Perspektive sichtbar gemacht werden können. Die einzelnen Beiträge gehen der Frage nach, wie die Kategorie Geschlecht gegenwärtig wissenschaftlich untersucht wird und welche methodischen sowie theoretischen Fragestellungen hierbei im Vordergrund

stehen. Zentrale Fragen sind dabei: Ist Geschlecht eine der Metakategorien geschichtswissenschaftlicher Forschung, die in jeder Analyse zu berücksichtigen ist? Oder sind separierte, das Geschlecht isolierende und fokussierende Zugangsweisen nach wie vor notwendig, um die Kategorie Geschlecht (wieder) in die Geschichte einzuschreiben?

In ihrer Einleitung „Geschlecht *in* der Geschichte? Zwischen Integration und Separation einer Forschungskategorie“ fragen Alina Bothe und Dominik Schuh einerseits nach dem Ort von Geschlecht in der Geschichte und andererseits danach, ob Geschlecht eine eigene Forschungskategorie für die historische Wissenschaft ist. Darüber hinaus weisen sie darauf, dass Gender als Forschungskategorie mindestens zwei Komponenten hat: zum einen die Aufhebung der Trennung in Frauen- und Männergeschichte und zum anderen die Aufweichung der Konzeption der Zweigeschlechtlichkeit (S. 12). Hierauf nehmen die AutorInnen in ihren Beiträgen Bezug, wenn sie untersuchen, welche Position die Forschungskategorie Geschlecht in einzelnen historischen und disziplinär verwandten Forschungsprojekten einnimmt. Dabei berücksichtigen die meisten Aufsätze auch den Sachverhalt, dass sich eine Geschichtswissenschaft, die Geschlecht in den Blick nimmt, in besonderem Maße mit gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Diskursen auseinandersetzen muss, die nach wie vor eng mit Macht- und Verteilungsfragen verknüpft sind. Methodisch beziehen sich die AutorInnen mehrheitlich auf den Aufsatz „Gender: A Useful Category for Historical Analysis“ von Joan W. Scott aus dem Jahr 1986. Daneben wird der frühe Schlüsseltext „Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau“ von Simone de Beauvoir von 1949 herangezogen. In diesem thematisiert die französische Schriftstellerin, Philosophin und Feministin die soziale und kulturelle Konstruktion von Geschlecht innerhalb des Sozialisationsprozesses und formuliert den für die Genderforschung zentralen Satz: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“¹ Die Forschungen der 1980er und 1990er Jahre haben diese Überlegungen als „doing gender“ erneut aufgegriffen. Ein weiterer Schlüsseltext, auf den einige AutorInnen in ihren Beiträgen Bezug nehmen, ist das 1990 erschienene Buch „Gender Trouble“ der amerikanischen Theoretikerin, Philosophin und Philologin Judith Butler. Für das HerausgeberInnenteam sind zwei Aspekte in den gendertheoretischen Überlegungen Butlers besonders relevant: die Betonung des Wandelbaren, des ständig performativ produzierten Charakters von Gender, und ihre Aufforderung, die eventuelle Konstruktion von Gender zu hinterfragen. Bothe und Schuh verstehen Geschlechtergeschichte als eine Perspektivierung von Geschichte und fragen, welchen Stellenwert die Forschungskategorie Gender in historischen Arbeiten haben kann. Darüber hinaus setzen sie sich mit den Vor- und Nachteilen auseinander, wenn Gender zur zentralen oder alleinigen Forschungskategorie wird. Dies steht in enger Verbindung mit der Kernfrage des Bandes: der Frage nach der Forschungsperspektive. Ist Geschlecht die Perspektive, die die Forschung bestimmt, oder wird es als ein Aspekt unter vielen verstanden (S. 24f.)? Bei genauerer Analyse der Beiträge wird sichtbar, dass es um die Position geht, die Geschlecht innerhalb des Forschungsdesigns einnimmt. Die AutorInnen verfolgen dabei zwei Perspektiven (Kategorien):

1. die integrierte Untersuchungsperspektive, die Gender stets als eine grundlegende Kategorie im Zusammenspiel mit anderen Kategorien denkt, und

1 Beauvoir, Simone de. (1990). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Berlin: Suhrkamp Verlag, S. 265.

2. die separierte Untersuchungsperspektive, die Gender gezielt als Kernkategorie innerhalb eines bestimmten historischen Kontextes analysiert.

Bei der zweiten Kategorie handelt es sich um eine Untersuchungsperspektive, die Gender gegenüber anderen Kategorien herausgehoben in den Blick nimmt und sich primär für die Wirk- bzw. Entstehungszusammenhänge bestimmter Vorstellungen oder Praktiken von Geschlecht interessiert.

Die chronologische Gliederung ist so ausgerichtet, dass von der Gegenwart in die Antike zurückgegangen wird, d. h., der Beitrag zum zeitgenössischen Theater bildet den Auftakt und der Beitrag zur alten Geschichte den Schlusspunkt des Tagungsbandes. Die Themen reichen dabei von einer Analyse der zeitgenössischen Theaterpraxis anhand einer Münchener Macbeth-Inszenierung (*Ellen Koban*) über die Bedeutung des Kinderliedes für die Erziehung im Kindergarten der DDR (*Uta Miersch*) bis hin zu einer Beschreibung mittelalterlicher Zuschreibungen einander widersprechender Geschlechterrollen am Beispiel der Markgräfin Mathilde von Tuszien (*Eugenio Riversi*). Weitere Beiträge widmen sich beispielsweise den Frauenzeitschriften im Nationalsozialismus (*Marion Wittfeld*) oder einer Analyse des ersten Homosexuellenskandals im Kaiserreich, des sogenannten „Eulenburgskandals“ (*Norman Domeier*).

Die Publikation, die einen Einblick in laufende Forschungsprojekte ermöglicht, wurde in die Reihe „Mainzer Historische Kulturwissenschaften“ der Johannes Gutenberg-Universität Mainz aufgenommen. Die Beiträge veranschaulichen die methodische und theoretische Breite historischer Frauen- und Geschlechterforschung, unterscheiden sich allerdings hinsichtlich der Tiefe, mit der Gender als Analyse- und Forschungskategorie berücksichtigt wird.

Zur Person

Nicola Hille, Magistra Artium, Geschäftsführerin des Service Gender Consulting an der Universität Stuttgart. Arbeitsschwerpunkte: Gender in Forschung und Lehre, Integration von Gender in Fort- und Weiterbildung sowie Personalentwicklung.

Kontakt: Universität Stuttgart, Gleichstellungsreferat, Azenbergstraße 12, 70174 Stuttgart

E-Mail: nicola.hille@cg.uni-stuttgart.de